

«Mit Englisch beeindruckt man niemanden»

Englisch ist die Sprache der Wirtschaft – also braucht es kein Französisch? Der Genfer Sprachökonom François Grin erklärt, warum diese These zu kurz greift.



Verständnis für die anderen Landesteile entwickeln: Pfadfinder im Pfingstlager in Kandersteg. (15. Mai 2016) Bild: Manuel Lopez/Keystone

François Grin, viele Deutschschweizer sehen keinen Sinn darin, Französisch zu lernen. Englisch gilt als die Wirtschaftssprache schlechthin. Zu Recht?

Es ist ein völliger Irrtum zu sagen, dass Französisch beruflich nichts bringt. Englisch ist im Berufsleben zwar nützlich, aber zunehmend auch eine banale Kompetenz, weil es so viele beherrschen. Damit beeindruckt man niemanden. Französisch hingegen ist ein Pluspunkt. Eine [Umfrage des Nationalfonds hat gezeigt](#), dass es in der Deutschschweiz in 77 Prozent der Unternehmen an Mitarbeitern mit Französischkenntnissen mangelt, aber lediglich in 51 Prozent an Angestellten mit Englischkenntnissen.

Für Romands und Tessiner, die in der Minderheit sind, mag Deutsch wichtig sein. Doch viele Deutschschweizer werden auch ohne Französisch- oder Italienischkenntnisse durchkommen.

Natürlich ist die Bedeutung asymmetrisch, Deutsch ist für Welsche tendenziell wichtiger als Französisch für Deutschschweizer. Doch Untersuchungen haben gezeigt, dass in Deutschschweizer Unternehmen bei Kontakten über die Sprachgrenzen hinweg ebenso häufig Französisch wie Englisch gesprochen wird.

Gelten diese Aussagen über die Bedeutung der Landessprachen auch für die Kassiererin im Supermarkt oder den Maurer? Wir bewegen uns hier in elitären Sphären.

Ja, gewissermassen schon. Aber ich spreche nicht davon, dass alle eine zweite Landessprache fliessend beherrschen, sondern von Grundkenntnissen, die alle besitzen sollten. Denn neben dem wirtschaftlichen Aspekt gibt es auch den politischen: Ein Mindestmass an Verständnis für die anderen Landesteile ist wichtig, um sich als Bestandteil dieser Gemeinschaft zu fühlen. Ohne Mehrsprachigkeit gibt es keine Schweiz.

Übertreibt Bundesrat Alain Berset also nicht, wenn er den nationalen Zusammenhalt in Gefahr sieht?

Tina Huber
Newsredaktorin
@tina_hubert 07.07.2016

Stichworte

Alain Berset
Sprachen



François Grin ist Professor an der Universität Genf. Der Wirtschaftswissenschaftler beschäftigt sich unter anderem mit der Viersprachigkeit in der Schweiz und deren wirtschaftlichen Konsequenzen. (Bild: [www.tdg.ch](#))

Artikel zum Thema

Sprachenstreit: Berset setzt Kantonen ein Ultimatum



Der Bundesrat will die Kantone per Bundesgesetz zum Frühfranzösisch zwingen. Doch im Parlament wird er es schwer haben – besonders im Ständerat. [Mehr...](#)
Markus Häfliger und Anja Burri, Bern. 07.07.2016

«Herr Blocher, wer spricht am schlechtesten Französisch?»

Video Eine Breitseite gegen Sprachbananen kam gestern aus der Romandie. Auf zum Französisch-Test im Bundeshaus! [Mehr...](#)
Von Stefanie Hasler, Fiona Endres 08.06.2016

Blog

Nein, wir müssen uns bewusst werden, dass die Teilnahme am politischen Projekt Schweiz auch gewisse Verpflichtungen bedeutet. Die Schweiz ist das Ergebnis eines komplizierten Arrangements von mehreren Kantonen, **Sprachen**, Kulturen. Dieses System ist bewundernswert. Aber es braucht Arbeit. Dazu gehört es, die Landessprachen zu lernen oder uns wenigstens damit vertraut zu machen, die Regionen zu kennen, sich für die Geschichte der Schweiz zu interessieren. Das ist es, was das Land zusammenhält.



Die Redaktion auf Twitter

Stets informiert und aktuell. Folgen Sie uns auf dem Kurznachrichtendienst.

@tagesanzeiger folgen

Was würde uns fehlen, bestünden wir nicht aus verschiedenen Landesteilen?

Eine einsprachige Deutschschweiz wäre vielleicht ein kleines Tirol – auch nicht schlecht. Doch unsere Vielfalt ist wertvoll. Die Deutschschweizer haben eine Vertrautheit mit der französischsprachigen Kultur, diese ist uns viel näher als den Deutschen und Österreichern. Französisch hat nicht nur mit der Romandie oder Frankreich zu tun, sondern mit der ganzen Frankophonie. Das geht in der Deutschschweiz gerne vergessen.

Die multikulturelle Schweiz in Ehren, doch eine Umfrage hat kürzlich ergeben, dass jeder vierte St. Galler und jeder vierte Bündner noch nie in der frankophonen Schweiz war - und vice versa.

Selbst wenn ich nur zweimal im Leben nach Basel oder Grindelwald gehe: Dank einer Vertrautheit mit der deutschen Sprache und der deutschsprachigen Welt habe ich als Romand einen viel direkteren Zugang zur lokalen Kultur und dem Alltagsleben, als sich dies ein Franzose je erhoffen könnte.

«Eine einsprachige Schweiz wäre
vielleicht ein kleines Tirol.»

François Grin

Ihre Untersuchung vergangenes Jahr hat ernüchternde Ergebnisse gezeigt: Ein Grossteil der Jungen findet den Landessprachenunterricht langweilig, zudem sind die Sprachkenntnisse ungenügend. Hier liegt doch das wahre Problem.

Die Resultate waren ziemlich katastrophal, das stimmt. Ein beträchtlicher Teil der Jungen sieht keinen Sinn im Sprachunterricht, wie er heute ist. Das hat natürlich mit der Globalisierung zu tun, die die Bedeutung des Englischen gestärkt hat. Aber der Begriff der schweizerischen Mehrsprachigkeit, der vor allem im 19. Jahrhundert entstanden ist, muss an die heutigen Zeiten angepasst werden, dies betrifft auch den Sprachenunterricht. Eine Möglichkeit wäre die – fakultative – Ausdehnung von zweisprachigem Unterricht auf Sekundarstufe 2, also nicht nur in Mittelschulen, sondern auch für Lehrlinge. Die Schüler hätten so die Möglichkeit, schon ab der Primarschule eine baldige praktische Anwendungsmöglichkeit zu erkennen. Denn kein Schüler will das Risiko eingehen, von einem Schulgang ausgeschlossen zu werden, den seine Klassenkameraden später vielleicht wählen werden.

Bundesrat Alain Berset argumentiert stets mit der Bedeutung der Landessprachen für den nationalen Zusammenhalt. Müsste man den wirtschaftlichen Nutzen von Französisch stärker betonen?

Natürlich, das sage ich schon lange – dasselbe gilt für den wirtschaftlichen Nutzen von Deutsch für die Romands und Tessiner. Wer eine Landessprache lernt, hat später mehr Jobmöglichkeiten und mehr Lohn. Das kapiert auch ein Teenager – und seine Eltern ganz bestimmt. (Tagesanzeiger.ch/Newsnet)